

Von den Elsterweiblein

Wenn im Tannicht die Drossel ihr Abendlied flötete, verborgene Winkel des Waldes noch einmal aufleuchteten im Strahl der scheidenden Sonne, wenn der Wind sachte an die Zweige rührte und im Märchendom ein heimliches Raunen begann, dann war die Stunde gekommen, wo dem Elsterbrunnen drei gütige Nixen entstiegen. Leise begleitete ihr himmlischer Gesang das Murmeln des geschwätzigen Bächleins, dessen Lauf sie folgten hinab ins Tal, hin zu den Wohnungen der Menschen. Bei Mondenschein führten sie ihre nächtlichen Reigen um Busch und Strauch. So weit die Erlen den Bach umsäumten, reichte die Macht dieser gütigen Wesen. Die Kraft des Friedens, den sie heilsam in die Seelen der Menschen senkten, strömte ihnen selbst zu aus einer Schale, in der Wasser aus einer göttlichen Quelle perlte. Führten sie das Gefäß bei sich, so waren sie den Sterblichen sichtbar.

Die Gründungssage der unteren Hädlermühle, der ältesten Mühle im oberen Elstertal, weiß folgendes zu berichten:

Es war zu einer Zeit, wo noch dichte Wälder die Hänge der Elster bedeckten, die Axt des Roders die friedliche Stille durchdrang. Da kam ein müder Wanderer des Weges gezogen, die Heimat zu suchen, die fern im Bayernland lag. Er kam aus dem Krieg und sehnte sich innig nach friedlicher Arbeit. Da winkte ihm eine Blöße am Ufer des Baches. Dort sprudelte geschwätzig eine lebendige Quelle. Er bückte sich, um seinen quälenden Durst zu löschen, und weil die Sonne schon langsam zur Rüste ging, beschloß er, die Nacht an diesem lieblichen Ort zu verbringen. Das Haupt auf Moos gebettet, verfiel er bald in erquickenden Schlummer. Himmelsfriede senkte sich in die Seele des Wandermüden, denn durch die Traumbilder von Kindheit und Heimat klang heimlich und leise das Lied der tanzenden Weiblein. Das war der Zauber, der ihn gefangen hielt, als die Sonne ihn weckte, so daß er entschied, sich hier eine zweite Heimat zu gründen. Der Tisch war gedeckt, denn in der Elster schnalzten Forellen und zahlreiches Wild bevölkerte den dichten Wald. Zimmermann war er von Beruf und es wollte das Glück, daß er Werkzeug eines Roders fand. So hallte die Axt durch den Wald und bald stand auf der Blöße, mit Kunst und Fleiß gefügt, eine einfache Hütte, die langsam zur Mühle sich wandelte, als die Zahl der Siedler am Bach und auf der Reut sich mehrte.

Kein Roder hätte damals gewagt, sein Haus auf dem Salaberg zu erbauen, denn dieser lag im Bereich des Berggeistes vom Wachtberg, dessen Macht sich erstreckte, soweit die „Kulmets“-Steine zu finden waren. Auf diesem erstarrten Feuerboden gedieh nur spärlicher Pflanzenwuchs. Fuhr die Axt gegen einen Waldbaum, so prallte sie zurück, das Leben des Fällers bedrohend. Ja, der Berggeist hütete sein Revier!

Doch hören wir, was die Sage weiter von den Elsterweiblein berichtet!

Auf einem Hof in Wernersreuth, der dem Grafen gehörte, diente eine Magd. Schwere Sorge drückte ihr Gemüt: ein Ungetreuer hatte sie verlassen, und trotz aller Sparsamkeit konnte sie nicht so, wie sie wollte, für ihr Kind sorgen. Es waren harte Zeiten, Kriegsnot suchte die Lande heim und ab und zu durchzog versprengtes reisiges Volk auch das stille Tal der Elster.

Wieder einmal war ein Trupp von führerlosem Gesindel den Bach entlang gezogen. Kurze Zeit darauf schritt die Magd denselben Weg da hin. Da blinkte am Wegrand zwischen

Steinen, von einem Sonnenstrahl getroffen, ein großes Goldstück auf. Ein Söldner hatte es verloren. Gott weiß, wo die Trümmer des Hauses rauchten, in dem er es plündernd gestohlen! Die Magd bückte sich. So schönes, leuchtendes Gold hatte sie noch nie zwischen zitternden Fingern gehalten. Damit müßte man doch eine eigene Wirtschaft beginnen können! Sie dachte an ihr Kind und umkrampfte den gefundenen Schatz. Zu Hause schlich sie in ihre Kammer. Dort stand in einem Winkel eine Truhe, die ihre mühsam ersparten Habseligkeiten enthielt. Sie wickelte das Goldstück sorgsam ein, hob Wäsche und Laken in die Höhe und barg es zuunterst auf dem Boden der Truhe. Wie klopfte ihr Herz!

So war die Truhe zwar reich, ihr Herz aber bald bettelarm geworden, denn zur Sorge gesellte sich das schlechte Gewissen. Ein Kreuzer mit Recht ist eben besser, denn tausend mit Unrecht. Das Glück war da hin, die Ruhe und der Frieden ihrer Seele. Das Kind, für das allein sie die Hand nach unrechtem Gut ausgestreckt hatte, wandelte seinen Sinn und wollte nicht mehr gehorchen. Schwermut drückte das Gemüt der armen, braven Magd.

Ein langer Winter war vergangen, der Frühling wieder ins Land gezogen. Die Nachtigall klagte durch die schlaflosen Nächte der Magd. Aus dem Grünen und Blühen des Elstergrundes stiegen ihr Todesgedanken. Eines Abends schritt sie den steinigen Weg vom Hof hinunter zum Bach. Ihr eigener Schatten schreckte sie, der, lang hinge zogen, vor ihr wandelte wie ein düsteres Bild ihrer Seele. O, wäre den Schatten sie los! Sie ging zum Ufer der Elster. Das Wasser gluckste über Gerölle und, lebhaft bewegt, zogen die Wellen dahin, das düstere Bild unterbrechend, das sie so sehr geschreckt hatte; doch drüben am andern Ufer, da streckte sich die verzerrte Schattengestalt hin über den blühenden Segen des Frühlings. Das Mädchen schreckte zusammen und zitternd und flehend kam's über die Lippen: „O, wäre mein Herz so rein wie das Wasser!“

Zuckend verlor sich ein letzter Strahl der scheidenden Sonne im nahen Erlengebüsch, leise löste der Abend wird die Nebelschleier, die sachte aus den feuchten Gründen stiegen. Da erhob sich ein Raunen und Singen und plötzlich stand vor der staunenden Magd ein Elsterweiblein. Das sprach zu ihr die erhebenden Worte: „Verflucht ist das Gold, das du heimlich in der Truhe verwahrst. So wandle zum Segen den Fluch und schenke den Schatz den Armen und Siechen! Rühre deine gesunden Glieder! Nicht falsches Gold, nur redliche Arbeit wird dir zum Segen, Frieden und Freude deiner Mühsal Lohn. Bist du befreit vom unrechten Gute, komm wieder zum Ufer im Grauen des Morgens!

„Der Morgensonne erster Strahl
Erlöst die Brust von deiner Qual.“

Die Worte des Weibleins erschienen der Magd wie eine Engelsbotschaft. Sie hörte es singen im Erlengebüsch, wie flüsternde Geigen. Ein Schweben, ein Neigen und fernhin verklang die Himmelsmusik.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, ging die Magd nach Asch in die Kirche. Sie trug das Goldstück bei sich. Es war ihr nicht schwer gefallen, es aus der Truhe zu nehmen. Heute sollte der Segen des Pfarrers darüber gesprochen werden. Ihr war so leicht ums Herz, als sie dann am kommenden Morgen lange vor Sonnenaufgang mit dem Goldstück bachaufwärts schritt in die Nähe der Stelle, wo verarmte Bewohner eines Hofes, deren Gut ein Raub der Flammen geworden war, aus Birkenreisern und Weidenruten Besen banden und Körbe flochten, um mit dem Erlös notdürftig ihr Leben zu fristen.

Sie legte das Goldstück an den Rand des Weges, auf dem sie vorüber mußten, wenn sie zur Arbeitsstätte gingen. Sie wollte es nicht selbst als Gabe den Armen bringen, weil sie das Gerede scheute über die Herkunft des Goldes. Schon nahte eine Schar von Kindern, geführt von Vater und Mutter, als sie schleunigst auf heimlichem Wege zur Stelle eilte, wo ihr der tröstende Spruch des Weibleins erklingen war. Der östliche Himmel erglänzte im leuchtenden Frührot der Sonne, und als ihre ersten Strahlen all die Frühlingskinder am Bach, in Busch und Hain grüßend umschmeichelten, da jubelte die Magd dem goldenen Himmelsboten zu und als Antwort erklang ihr das Lied der Elsternixen, die vor dem jungen Tag ins Dunkel des Tannichts entwichen.

Nie mehr schreckte die Magd ihr eigener Schatten und leicht trug sie die Bürde der Arbeit, deren Segen sichtbar auf ihr und ihrem Kinde ruhte.

Von Sachsen herauf, dem Lauf der Elster folgend, kam eines Tages ein Mühlbursche gewandert. Er hatte im Sinne, eine Mühle zu kaufen oder Grund zu erwerben am Ufer des Baches. Lange war er unterwegs und ganz erschöpft kam er in die Nähe von Wernersreuth. Es war ein müder, schwüler Sommertag. Gegen Abend flammten Blitze ins Dunkel der Wälder, hallten die Donner durchs lange Tal. Ein Sturm brauste auf und peitschte den Regen in Schwaden zur Erde. Der Bursche sah kein schützendes Dach, der Hunger wühlte im Magen, die Beine versagten den Dienst. An den Stamm einer Buche gelehnt, unbekümmert um den Aufruhr des Himmels, griff er nach den kärglichen Früchten des Baumes, um damit seinen Hunger zu stillen. Sollte er nach einer menschlichen Behausung suchen, um dort die Nacht zu verbringen? Die Kräfte reichten nicht aus, und als das Unwetter ausgetobt hatte, wankte er hin zum Ufer der Elster. Dort lockte ein Erlengebüsch. Düstere Schatten zogen durchs Tal, die Dämmerung senkte sich langsam über die Wälder. Der Bursche hatte keinen trockenen Faden am Leib, ihn fröstelte. Gerne hätte er ein Feuer gemacht, aber er fand kein trockenes Zweiglein. So ließ er sich verzweifelt zur Ruhe nieder im Gebüsch. Zu seinen Füßen zogen die Wellen. Er wollte die hohle Hand ins Wasser tauchen, um seinen quälenden Durst zu löschen, aber das Wasser war trübe, ihn ekelte die lehmige Flut. Armselig kauerte er im Ufergebüsch. Da funkelten die ersten Sterne durchs verziehende Gewittergewölk und brachten ihm himmlische Grüße. Ein Gebet stieg leise aus seiner Seele empor, die trockenen Lippen hätten es gerne gesprochen, es wurde ein Lispeln daraus. Dann senkten sich müde die Lieder.

War's Traum, war's Wirklichkeit? Wie Stimmen von Engeln klang's durchs Gebüsch, kam näher, schwebte ferner, wie in heimlichem Reigen. Da rührte ihn jemand an die Schulter, und als er müde seinen Kopf drehte, da funkelte ihm eine Schale entgegen und er vernahm eine Stimme: „Trinke!“ Eine Elsternixe war's. Sie schritt zum Ufer, goß vom Inhalt der Schale in die Flut und entschwebte. Da neigte sich der Bursche zum Bach und staunte, daß ihm klares Wasser entgegenperlte. Er schöpfte mit der hohlen Hand, es war kein gewöhnliches Wasser, das ihm stärkend die Glieder durchdrang. Nach einer friedlichen Nacht, um gaukelt von seligen Träumen, konnte der Bursche gestärkt am Morgen seines Weges ziehen.

Einmal war im Wernersreuther Tal ein Roder bei der Arbeit Bäume zu fällen und urbares Land zu gewinnen. Vom frühen Morgen an hatte er geschafft und nur manchmal eine kleine Rast zum Essen eingeschaltet. Die Arbeit war schwer und doch kurzweilig, war sie doch begleitet vom Singsang der Wellen.

So wurde er gar nicht gewahr, daß er die Stunde des Feierabends längst überschritten und daß sich die Sonne schon neigte gegen die Wälder des westlichen Hanges. Da schwebte es um ihn, und ehe er sich reckte nach beschwerlicher Arbeit, war er umschlungen vom Reigen der Elsterweiblein. Sie sangen vom Frieden des Abends, von der sinnenden Ruhe des Menschen nach rüstigem Tagwerk. Der Roder trug ein Werkzeug, ein Eisen, im Latze des Schurzfeldes. Als er sich streckte, um mit staunenden Augen das seltsame Schauspiel zu betrachten, entglitt ihm das Eisen und es fiel zu Boden, den schwebenden Fuß eines Weibleins verletzend. Ein klagender Seufzer, vorbei war der Reigen, die Nixen entflohen. Auf dem Boden aber rann ein Bächlein von Blut und mengte sich mit dem Wasser einer sumpfigen Stelle. Seit dieser Zeit sieht man dort bis zum heutigen Tage den rostroten, sumpfigen Boden, für immer hat das Blut ihn gefärbt. Der Volksmund nennt ihn „Gsäia“

So haben die Elsterweiblein wohl Jahrhunderte hindurch Segen gestiftet, die Nächte belebt und sinnenden Menschen manch tiefes Geheimnis der Natur vertraut. Helfend standen sie an der Seite des Guten, ihn warnend und mahnend, wenn er unbedacht die heiligen Gesetze der Natur überschritt; strafend griffen sie ein, wenn ein Mensch zum Frevler wurde.

Das erfuhr ein Bursche, der an einem Frühlingsabend eines Stockes wegen, mit dem er Forellen aus einem Uferloch scheuchen wollte, die Krone einer jungen Erle brach. Klagend stand ein Elsterweiblein vor ihm mit krampfhaft gebreiteten Armen und ihr wehmütiges schmerzvolles „Ach“ drang dem Frevler, dessen Herz unempfänglich war für des Frühlings heiliges Weben, durch Mark und Bein. Drohend verschwand die Erscheinung. Ein Unwetter erhob sich und in der folgenden Nacht zerschmetterte ihm ein vom Sturm gepeitschter Fensterladen einen Finger der Hand, die gefrevelt hatte.

Den Zorn der Nixen bekam auch ein Wernersreuther Bauer zu spüren, der über den Feierabend hinaus seine Leute zu sinnloser Hast antrieb, alles Heu von den Wiesen zu schaffen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend hatte man gemäht, gewendet und geschobert und sich nicht einmal Zeit genommen, das Vieh im Stalle zu füttern. Als der letzte Wagen in der Dunkelheit knarrend den Hang hinauf fuhr, hieb der Bauer fluchend auf das keuchende Vieh ein. Da ein heller Schein und daraus die Stimme eines Elsterweibleins: „Was nicht möglich ist, laß sein!“ Der Bauer meinte, die Magd habe diese Worte gerufen, die am Ende der Fuhre sich mit ihrem ganzen Körpergewicht gegen den Wagen stemmte, damit er nicht kippe. Da flitzte die Peitsche zur Magd zurück und drohend brüllte der Bauer ihr zu: „Du Ochs, du verdammter. Freiß'n wöllt's, owa nix arwan.“ Sie wußte nicht, wie ihr geschehen, doch geduldig harrete sie aus. Da brach ein Gewitter los, es blitzte und krachte und ins Getöse kreischte das Gefluhe des Bauern. Plötzlich ein Ruck — ein Vorderrad glitt über einen Stein; ein Krach — und die Achse war entzwei. Der Wagen stürzte und bebend vor Wut mußte der Bauer das zitternde Vieh abspannen. Ein Gewitterregen prasselte zur Erde und im zuckenden Wetterschein suchte der Bauer den Weg zum Hofe. Die Kühe standen im Stall, aber draußen spülte die Flut das Heu vom gebrochenen Wagen.

So griffen diese Naturwesen lohnend und strafend ein in das Tun und Treiben der Menschen. Warum sie wohl heute nicht mehr, vom Tannicht, vom „Himmelreich“ kommend, ihren nächtlichen Reigen führen?

Krieg war ins Land gekommen, das stille Elstertal hallte wider von wüstem Kriegslärm. Von den Höhen knallten Büchsen ins Tal, Verwundete stöhnten zum Himmel, Flammen zehrten gierig an den Werken des Friedens. Da war ihres Bleibens nicht länger im Tal, nur auf friedlichem Boden ist ihre Heimat. So zogen sie fort. Noch einmal schwebten sie singend um Busch und Baum, dann erhoben sie die Schale im Glanze des Mondes und vergossen das Wasser aus dem göttlichen Brunnen in den vom Kampf entheiligten Boden. Dieser spendet ihn noch heute dem ruhlosen Geschlecht unserer Tage: den köstlichen Sauerbrunn.

Alte Ueberlieferungen wurden treu bewahrt, geformt und vertieft im frommen Gemüt einer Müllerin, die seit Jahren der Rasen deckt. Sie hat diese Geschichten ihren Enkeln erzählt und so sind sie auf uns gekommen.

Die Geschichten über die Elsterweiblein wurden ursprünglich vom Wernersreuther Heimatforscher Ernst Martin (2.2.1906-9.11.1982) zusammengetragen. Seine Großmutter Maria Hädler erzählte ihm die Geschichten als er ein Kind war. Passenderweise war Ernst Martin in der unteren Hädlermühle (Haus Nr. 114) geboren und aufgewachsen, der zweiten Mühle an der noch jungen Elster. Zum Elsterbrunnen war es nicht weit, vielleicht hatte der junge Ernst auch mal eine Elsternixe zu Gesicht bekommen.

Ernst Martin stellte die Geschichten schließlich dem Lehrer Ferdinand Swoboda zur Verfügung, der Sie in das 1932 erschienene Buch „Sagen und Erzählungen“ des Ascher Bezirkslehrervereins einbrachte.

„Kulmets“-Steine sind Basaltbrocken, die am Salaberg oft zu finden sind. Vermutlich sind es Überreste früherer Vulkantätigkeit, der Wachberg war vulkanischen Ursprungs. In den Mauerresten des Oberreuther Friedhofes sollen sie noch zu sehen sein. Es war einst auch eine Gewichtseinheit, 12 Kulmets entsprachen etwa einer Tonne (1000 kg).